

Stream aus

China hat wieder mehr Angst vor „ausländischer Infiltration“

Chinas Zensoren haben Amerikas Unterhaltungskonzernen wieder einmal gezeigt, wer die Programmhoheit hat im Land. Zuerst machten sie dem iTunes-Dienst von Apple Mitte April über Nacht den Buch- und den Filmladen dicht. Kurz darauf drehten sie überraschend Disney-Life den Stream ab: Dieses Joint Venture mit dem chinesischen Internetriesen Alibaba stellte seit Jahresbeginn die Filme, TV-Shows, Spiele und Musik des Disney-Imperiums dem chinesischen Publikum auf einer elektronischen Bezahlplattform bereit. Beide Unternehmen waren erst vor ein paar Monaten mit großen Zielen, vor allem aber mit Erlaubnis der Behörden gestartet.

Die Macht der Zensoren in China ist wieder gewachsen unter Parteichef Xi Jinping. Ebenso gewachsen ist die Angst der KP vor „Infiltration ausländischer Mächte“, über welche Kanäle auch immer: Zivilgesellschaft, Religion, ausländische Stiftungen, Kulturprodukte. Zwischen Gelobtem Land und Willkür liegen so für die Unterhaltungskonzerne des Westens oft nur ein paar Wochen – und ein neuer paranoider Schub der Führung in Peking. Das ist für die Medien- und Unterhaltungschefs auch deshalb eine schlechte Nachricht, weil viele damit planen, dass sie die stagnierenden Umsätze zu Hause zunehmend mit dem sagenhaften chinesischen Markt kompensieren könnten. Die Investoren macht die Unberechenbarkeit Chinas nervös: Der Milliardär Carl Icahn gab soeben bekannt, er habe sich von seinen Apple-Anteilen getrennt. Grund: die Sorge um das China-Geschäft.

Hollywood ist so scharf auf den chinesischen Markt, dass dafür Drehbücher geändert werden

Den größten Enthusiasmus legt noch immer Amerikas Filmindustrie an den Tag. Die Zahlen sind auch beeindruckend: In diesem Jahr stiegen die Einnahmen an Chinas Kinokassen erneut um die Hälfte. Im letzten Jahr nahm der Auto-Demolier-Streifen „Fast & Furious 7“ in China 391 Millionen Dollar ein – 40 Millionen mehr als in den USA. Tatsächlich ist Hollywood so scharf auf den chinesischen Markt, dass mittlerweile dafür Drehbücher geändert, heikle Themen ausgespart werden. Im Gegenzug investieren Chinas Konzerne in Hollywood. Auch beim TV-Geschäft sah es noch 2012 rosiger aus: Westliche Studios schlossen erstmals Verträge mit chinesischen Streaming-Diensten wie Youku Tudou oder Sohu Now. Mit einem Mal waren Serien wie „Homeland“ ganz legal und kostenlos im chinesischen Netz verfügbar.

Ende 2014 allerdings gab es erste Rückschläge. Peking erließ neue Regeln für Netzportale: Mit einem Mal war alles untersagt, was explizit Sex, Gewalt oder „Unmoral“ zeigte, außereheliche Affären zum Beispiel. Was allerdings nicht erklärt, warum ausgerechnet die harmlose Nerd-Soap „The Big Bang Theory“ eines der ersten Opfer der Zensoren war. Andere US-Serien verschwanden kurz darauf. Und eine neue Regel bestimmte: Höchstens 30 Prozent aller Inhalte auf einem Portal dürfen aus dem Ausland kommen. Die kuriose Folge: Mit einem Mal sind Raubkopien – auf DVD und auf illegalen Streaming-Seiten – wieder in Mode.

Protektionismus steckt wohl auch dahinter: 2013 wurden in China 200 heimische Serien fürs Internet produziert, im letzten Jahr war es schon das Vierfache. Die Ideologie aber spielt immer noch eine wesentliche Rolle. Die kommunistische Jugendliga etwa verglich den Einfall der westlichen Werte in China mit dem Befall durch einen „Zombie-Virus“: „Die damit Infizierten beißen wiederum jeden, den sie sehen – und am Ende stürzt ganz China ins Chaos.“

Kürzlich identifizierte die KP gar ausländische Liebschaften als potenzielles Sicherheitsrisiko. Nachdem Disney's „Zootopia“ auch in China alle Rekorde brach, warnte die „Volksbefreiungsarmee-Zeitung“, der Film sei das beste Beispiel für den „unsichtbaren Propagandakrieg“ der USA gegen China: Indem er ein Schaf zum Bösewicht und einen Fuchs zum Guten mache, stelle er die Welt auf den Kopf, verwirre die Menschen und unterwandere „die chinesische Kultur“. Peking hat es neuerdings wieder lieber schwarz und weiß.

KAI STRITTMATTER

Erben erhalten Gemälde zurück

Die Stadt Gelsenkirchen soll das riesige Gemälde „Bacchanal“, das der Sezessionist Lovis Corinth 1896 malte, an die Erben des Berliner Unternehmers Alfred Salomon zurückgeben. Dies hat die Kommission für die Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogener Kulturgüter in ihrer jüngsten Sitzung empfohlen. Die Familie Salomon hatte 1936 ihren Besitz versteigern lassen müssen, um emigrieren zu können. Nach dem Krieg hatte die Witwe Martha Salomon eine Entschädigung für den Vermögensverlust erhalten. Jetzt machte die Kommission klar, dass solche Entschädigungen einer Restitution generell nicht entgegenstehen. Gelsenkirchen soll eine Kompensation für das 1957 im Kölner Kunsthandel erworbene Gemälde erhalten, die den Ankaufspreis und die museale Pflege berücksichtigt. sz



Am südöstlichen Ende von Manhattan liegt Alphabet City zwischen den Avenues A und D. Das war die Gegend, die Lou Reed in „Walk on the Wild Side“ besang und in die sich kein Fremder verirrt. Ken Schles aber richtete seine Kamera auf diesen Straßen in die Nacht. Weil er einer von dort war, der begriff, dass Großes geschieht.

FOTOS: KEN SCHLES



Straßen in Flammen

Der Fotograf Ken Schles lebte im New Yorker Stadtteil Alphabet City, als dort noch Verfall und Verbrechen herrschten – und fast alles begann, was bis heute die Kunst und die Popmusik prägt

VON ANDRIAN KREYE

Als der Hubschrauber kam, waren die wilden Jahre vorbei. Es war ein 4. Juli. Die Stadt feierte den Nationalfeiertag. Unten am Fluss hatte das Feuerwerk die Skyline am frühen Abend ins Flackern versetzt. Überall roch es nach Grill. Wie fast jeden Abend zog Ken Schles mit seiner Kamera durchs Viertel. Nur in der 13. Straße war die Stimmung in dumpfe Wut gekippt. Dort lebten die Hausbesitzer – Punks, Hippies, Aktivisten. Die Polizei hatte die fünf Gebäude zwischen den Avenues A und B längst geräumt. Doch in dieser Nacht stiegen sie noch einmal auf die Dächer, reckten die Fäuste in den Kegel des Scheinwerfers, mit dem der Hubschrauber den anrückenden Einsatztruppen den Weg wies.

Ken Schles lebte nur ein paar Häuser weiter, in der Hausnummer 244 Avenue B, einer dieser schmalen Mietskasernen, welche die Stadt Ende des 19. Jahrhunderts für alle die Massen der „Heimatlosen, vom Sturm Getriebenen“ gebaut hatte, wie sie Emma Lazarus Gedicht auf dem Sockel der Freiheitsstatue bis heute einlädt. Als Ken Schles zwölf Jahre vor diesem 4. Juli 1995 in die Avenue B gezogen war, hatten die Einwanderer längst neue Viertel gefunden. Sie hatten sich in der Mitte der Gesellschaft etabliert, wie die Deutschen, Italiener und osteuropäischen Juden. Übrig blieben nur ein paar Neuankommlinge aus der Karibik, und all jene, für die es keine Hoffnung mehr zu geben schien. Dort, wo noch in den Fünfzigerjahren die Beatniks und Jazzmusiker lebten, hatten sich Junkies eingenistet, Crackheads, Mädchen vom Straßenstrich, Kleingänger, Straßenräuber, Einbrecher, Penner.

Wenn man damals Anfang der Achtzigerjahre aus Europa nach New York kam, schärfte einem Freunde ein, nie weiter östlich als die 1st Avenue zu gehen. Denn einen Häuserzug weiter, an der Avenue A, begann Alphabet City, ein Ort, der damals noch denselben Klang hatte wie Harlem oder South Bronx. Aus gutem Grund hatte jemand auf der Demarkationslinie der ersten Avenue eine Bar „Downtown Beirut“ genannt – damals galt der Bürgerkrieg in Libanon noch als der heftigste der Welt.

Für Ken Schles war Alphabet City, wie für so viele Künstler damals, eine Verheißung. 320 Dollar Miete bezahlte er im Monat für eines der verwinkelten Apartments, in denen es gerade genug Platz gab für eine Couch, einen Herd, ein Bett und eine Dunkelkammer, in der er seine Filme in klaustrophobischer Enge entwickelte.

Mit 17 hatte er noch ein wenig weiter westlich gewohnt, an der Cooper Union Fotografie studiert, dann noch bei der legendären Lisette Model. Tief in Alphabet City aber fand er nicht nur das Elend und das Verbrechen, das tagtäglich die Boulevardblätter füllte. Es gab da einen ganzen Kosmos aus Malern, Musikern, Dichtern, Freigeistern und ganz einfachen Leuten, die keine Lust auf das bürgerliche Leben oder auf die Karriere im Kulturbetrieb hatten.

Sonic Youth reduzierten den Pop auf brachialen Lärm, der spätere Malerstar Jean-Michel Basquiat sprühte sein Kürzel SAMO an die Wände und Amos Poe drehte fast ohne Geld seine Filme. The Fun Gallery zeigte Graffiti-Sprüher wie Lady Pink, Futura 2000 oder Daze. Und im Pyramid Club oder dem 8BC konnte man auf der Bühne so ziemlich machen, was man wollte, egal ob man sich nun Requisiten in Körperöffnungen steckte, ein Gedicht rezitierte oder eine Gitarre zerschlug.

Und Ken Schles war der Chronist. Er war aber kein Beobachter. Er war einer der Ihen. Unwiderstehlich war der Sog, der da erst in den Bars, dann in den Clubs und Galerien entstand. Kam man als Zaungast, war diese Welt so fremd wie aufregend. Endlos zog man durch die Sommernächte, die nach dem Moder der Häuser rochen, nach dem Bierdunst der Kneipen und nach gelöschten Bränden.

Hundert Gebäude brannten damals aus. Einen „heißen Abbruch“ nannte man das damals, wenn die „Landlords“ die schäbigen Mietskasernen lieber für die Versicherungssumme abfackelten, als noch

mal eine Heizung oder eine Lampe zu reparieren für Leute, die ihre Miete sowieso nicht pünktlich zahlten. Wenn überhaupt.

Ken Schles hatte Glück. Sein Vermieter fackelte das Haus nicht ab. Er vergaß es einfach. Reparierte nichts mehr, zahlte keine Steuern, kassierte nur noch die Miete. Wenn jemand auszog, blieb die Wohnung leer. Wie das Apartment ein Stock über Ken Schles. Junkies richteten dort eine „shooting gallery“ ein, wie es sie zu Hunderten gab. Eine leer stehende Wohnung mit ein paar Matratzen, wo man Heroin oder Crack kaufen und damit wegdämmern konnte. Es war ein harter Kampf, den Schles und die paar verbliebenen Mieter führten, bis die Junkies weiterzogen.

Wer seine Bilder heute betrachtet, der sieht ein New York, das es schon lange nicht mehr gibt. Die ausgehöhlten Ruinen, der Schutt, Dreck und die verlorenen Menschen. Dann wieder die entfesselte Energie in den Clubs und Galerien. 1988 veröffentlichte er damals seinen Schwarz-Weiß-Foto-Band „Invisible City“, der schon bald als Quintessenz dieser New Yorker Zeit gefeiert wurde und für den Sammler bald mehr als tausend Dollar bezahlten.

Heute ist das East Village längst eine der unzähligen Gegenden von Manhattan, in denen sich hinter den Fassaden der Bohème der Luxus verbirgt, wie in Camden in London, im Pariser Marais, im Münchener Glockenbachviertel. Niemand will ernsthaft die Straßenräuber, Huren und Junkies zurück, den Verfall und den Dreck. Niemand vermisst diese existenziel-

Niemand will die Junkies, Gangster und Prostituierten zurück. Und doch hat eine große Zeit vorbei ist

le Erkenntnis von damals, dass gerade das Zeitalter des Wohlstands und Wachstums zu Ende ging, dass es die Kinder in Zukunft nicht mehr besser haben sollten als die Eltern, dass sich der Fortschritt von den Menschen abkoppelte. Und doch bleibt einem beim Durchblättern der „Invisible City“-Neuaufgabe diese Melancholie, dass hier eine große Zeit vorbei ist.

Das Kuriose ist, dass Ken Schles selbst gar nicht nostalgisch ist. Heute lebt er mit seiner Familie in Fort Greene, einem einstigen Bürgerviertel an einem Park in Brooklyn. Er ist auch nicht mehr der Straßenchronist seiner Zeit. Er produziert Essays für höchst anspruchsvolle Bildbände, fotografiert hin und wieder für die Werbung.

Als der Hubschrauber über der 13th Street flog, hatte sich Schles innerlich schon von Alphabet City verabschiedet. Es war schon früh klar geworden – erst kommen die Künstler, Clubs und Galerien. Dann kommen die Makler.

Als er mit dem Verleger Gerhard Steidl beschloss, „Invisible City“ neu aufzulegen und einen zweiten Band namens „Nightwalk“ aus den Bildern zu machen, war es erst schwer. „Diese Zeit ist tot. So viele Freunde von damals sind tot. Das Buch war Trauerarbeit.“ Doch dann durchfuhr ihn so etwas wie ein Echo dieser Jahre und „Nightwalk“ wurde so viel energischer und vitaler als „Invisible City“. Er hat recht damit, denn auch in den Köpfen derer, die nur zu Gast waren, ist aus der unsichtbaren Stadt von damals so etwas wie ein unbesiegbare Ort der Erinnerung geworden.

Ken Schles, „Invisible City“ und „Nightwalk“, Steidl Verlag, Göttingen, 2015, 34 bzw. 38 Euro. Die Ausstellung „Ken Schles, Jeffrey Silverthone, Miron Zownir“ ist vom 5.5. bis 7.8. in den Deichtorhallen, Hamburg zu sehen.